

Das grosse Los [Schluss]

Autor(en): **Leuzinger, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

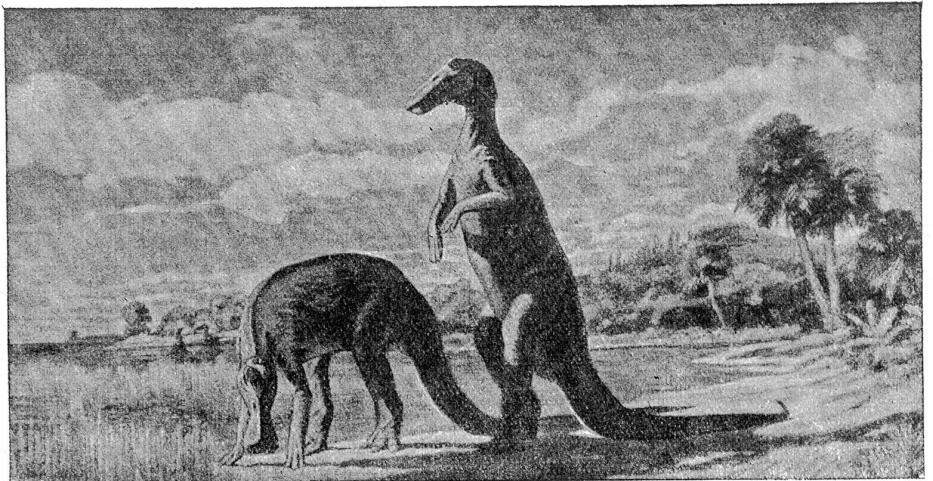
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

überzeugender Deutlichkeit je drei schräg hintereinander liegende Abdrücke eines großen, fünfzehigen, handförmigen und eines kleinen vierzehigen Fußballens. Sie müssen einem großen, stark aufrecht gehenden Amphibium zugerechnet werden, das seinen „Daumen“, einen fleischigen ungegliederten und nagellosen Anhang der Ferse zum Bremsen auf glitschigem Tonboden benutzt haben mag.

In der 3. Trias-Formation, im Keuper, geht die Entwicklung weiter. Im Keuperwald mit seinen echten Schachtelhalmen, breitblättrigen Farnen, Araukarien, Ureiben, Urzypressen und Ginkgobäumen wächst das wunderfältige Geschlecht der Urechsen herauf. Zwergechsen von Rattengröße, wie man sie aus dem Trias vom Connecticutale (Nordamerika) kennt, liegen dem Insektenfange ob. Riesenhafte Panzerlurche durchstreifen ihre Jagdgründe am seichten Binnenstrand und machen sich mit säugetierhaften Hundszähnern das Dasein streitig. „Schnabelköpfe“ geistern schwerfällig-dumm durch das Röhricht und werden zu Urvätern der mannigfachsten Trugkrokodile und späteren dinosaurierhaften Landdrachen oder Schreckensechsen. Im Stuttgarter Keuper fand man eine gepanzerte Vogelesche, besser eine ganze Gesellschaft solcher kleiner Trugkrokodile in wunderbar deutlichen Abdrücken. Es handelt sich um eine Uebergangsform zum Flugdrachen und Urvogel. Diese Saurier hatten ihre anfänglich grabende Lebensweise aufgegeben und erklimmen mit scharfen Krallen die Bäume, um sich dann nach Art der heutigen Flugbeutler und fliegenden Eidechsen im Schwebeflug auf die Erde hinuntergleiten zu lassen. In der Triaszeit räumte bereits der 9 Meter lange Plateosaurier umher, sich bisweilen auf die Hinterfüße und den mächtigen Schwanz stellend und mit den Greifklauen wild herumfuchtelnd. Im Keupermeere tummelten sich Meer- und Wasserschnabelchsen und bildete sich der ichthyosaurierhafte Fischdrache heraus.

(Schluß folgt.)



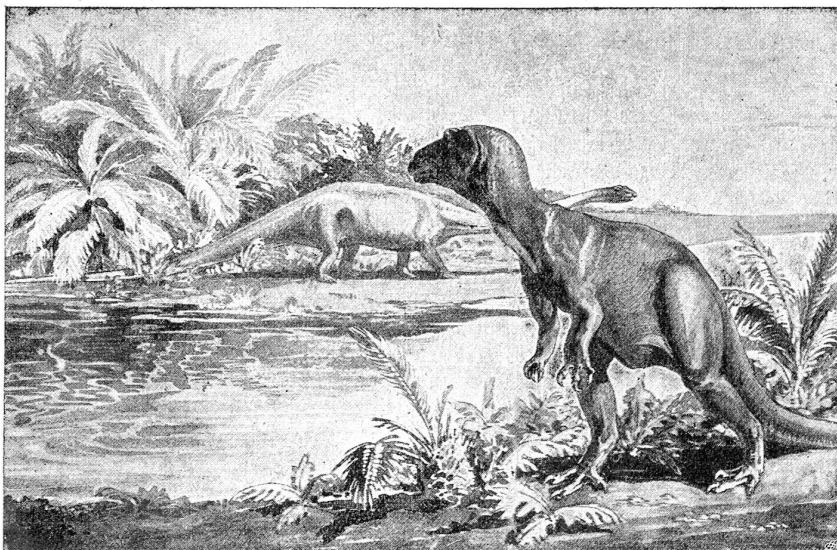
Landsaurier aus dem Geschlechte der Iguanodonten.

Diese Urveltreiesen lebten im Erdmittelalter (Jura-Kreidezeit), wurden etwa 9 m lang und 5 m hoch, waren Pflanzentreser und weideten die Gründe der Flüsse und Seen ab. Eine Mumie dieses Sauriers wurde in Sandschichten in Kansas aufgefunden; sie ermöglichte die ziemlich lebenswahre Rekonstruktion, wie die Abbildung sie zeigt.

Das große Los.

Von P. Leuzinger, Genf. (Schluß.)

Wir warteten mit dummen Gesichtern, bis endlich die Tante sich an den Vater kehrte: „Ihr wollt doch nicht etwa da hinauf?“ „Ah, ja ja, doch freilich“, antwortete der Vater, als hätte er noch nie was Nebensächlicheres zu sagen gehabt. Und wir: „Aber natürlich, Tante! Aber mit der Bahn doch. Doch nicht zu Fuß. Das ist doch noch keinem Menschen eingefallen, zu Fuß da hinauf zu kriechen. Mit der Bahn, Tante, im Wagen, wo man nur hinzusitzen braucht, und hinauszuschauen.“ Und die Tante: „Ja ja, mit der Bahn, das verstehe ich schon.“ Der Vater: „Beieilen wir uns! In fünf Minuten fährt der Zug.“ Und wir, um das Netz zuzuziehen, in dem wir den Vogel zu haben meinten: „Wir bestellen die Billette“, und liefen voran. „Wartet“, schrie die Tante. Wir standen still. Sie schaute uns eins nach dem andern mit den Blicken eines Tyrannen an. „Da hinauf? Niemals!“ — Niemals! Da war's nun. Uns war, als wäre die ganze Riesenhühnerleiter unter einem Faustschlag zusammengeknickt. Drinnen im Häuschen läutete die Glocke. Offenbar das Signal zur bevorstehenden Abfahrt. Die Situation wurde unhaltbar. Ein Sturm der Verzweiflung löste sich. Wir fingen an mit Argumenten auf die Tante niederzuhageln. Wenn wir nicht rechtzeitig dort oben auf dem Plateau ankamen, war unser ganzer heutiger Tag verpfuscht. Denn unmöglich konnten wir es dann wagen, den Paß in Angriff zu nehmen. Zu Fuß war's ein Umweg von zweieinhalb Stunden mindestens. Und die Uebermüdung dazu. Es war nicht daran zu denken. Das waren Argumente, uns schien, es waren Keulen auf den Kopf der widerspenstigen Tante. Und wir warteten gespannt auf die Wirkung. Die Wirkung war, daß wir das Bahnhöfen plötzlich über dem Dach des Stationsgebäudes hinaufschleichen sahen. Es hatte sich rückwärtslos davongemacht. Die Tante schien sich mit dieser Beweisführung vorläufig zu begnügen und kehrte mit einer uns unverfälscht scheinenden Gleichgültigkeit dem ganzen Konflikt und uns den Rücken, hinter dem wir unsere bedeutsamsten Blicke austauschten. Diese Gleichgültigkeit ärgerte uns, wiewohl wir



Dinosaurier aus der obern Juraformation Nordamerikas

Der 12—20 m lange Diplodocus Carnegii, ein auf vier Beinen gehender pflanzenfressender Dinosaurier (Schreckensechse), und der fleischfressende, auf den Hinterbeinen gehende Raubdrache Allosaurus von 10 m Körperlänge.

eigentlich schon alt genug waren, um zu ahnen, was sich dahinter verbarg. Sie hätte doch selber am liebsten dieses lästige, eckige, dieses verhaßte, tausendmal verwünschte Gefühl loswerden mögen, dieses zwiespältige Leben zwischen Wollen und Vermögen, Wünschen und Können. Und wir wußten schon, was nachträglich zur Strafe über die Tante kommen mußte, so notwendig, wie auf das Fasten der Hunger, und wir freuten uns rachsüchtig darauf: Das war die Reue. Ja, wenn dann die Tante wieder irgendwo im sichern Zimmer saß, dann träumte sie von der verfehlten Bergbahn, wie von der verlorenen Jugend.

Aber freilich half uns das vorläufig nicht in die Höhe, so wenig als der andere Wagen, der eben von oben herunter kam. Eine leise Hoffnung blieb: In vierzig Minuten fuhr der zweite Wagen, dem dann allerdings lange keiner mehr folgte. Vierzig Minuten Verspätung, das konnte sich schließlich noch ertragen lassen. Aber mit welchem Recht wir darauf hofften, die Tante Klaudia in vierzig Minuten von einem Höcker zu befreien, unter dem sie, seit dem wir denken konnten, litt, das wußten wir selber nicht.

Sich aus der anziehenden Nähe der Bahn wegzubeben, das hätte indessen keines von uns vermocht, und darum riet der Vater vorläufig, sich im gegenüberliegenden Restaurant zu einem kleinen Frühstück niederzulassen, das wir ohnehin noch zugute hatten. Da konnte man dann ja sehen.

Wir stiegen die paar Steinstufen zum Restaurant hinauf, an dem uns alles mißfiel, das Haus aus billigem Eisenblech, der Garten mit den zwei oder drei schwindstüchtigen Kübelpalmen und der freche Kellner. Unsere drei Paar Bubenstühle schlürften lässig, unhöflich und unverdöndlich über den Zementboden. Wir hatten Mühe, ein wenig Haltung zu bewahren. In einem Winkel ließen wir uns nieder. Die einzigen Gäste. Natürlich! An solch einem Morgen hoßt doch niemand in eine Wirtschaft, wegen ein wenig blödem Kaffee. Wenn nur die Tassen recht schmutzig und die Brötchen recht altbacken wären, wünschten wir, der Tante zuleide. Aber wir hatten kein Glück heute mit unsern Wünschen. Es war alles ohne Tadel und die Tante konstatierte es mit sichtlichem Vergnügen. Sie hatte sogar lange nicht mehr solch guten Kaffee getrunken. Der Teufel sollte es holen, dieses Bohnengewächs. Und das dumme Geschwätz darüber. Statt daß man aufs einzige kam, was jetzt ein Interesse hatte. Derweilen die Minuten verfloßen!

Da gab der Vater der verhoakten Angelegenheit wieder einen Ruck, daß sie plötzlich nach vorne schnellte. Der Vater schien wirklich ein Verständnis zu haben für unsere Not. Er stellte an die Tante die Frage, die bewundernswert nach dem Kerne zielte, wie uns schienen. „Klaudia“, fragte er, „erzähle uns doch einmal, woher kommt denn eigentlich deine unerklärliche, — wir hätten da freilich ein stärkeres Wort gebraucht, — deine spezielle Furcht vor den Bergbahnen?“ Das mußte den Zahn an der Wurzel fassen. Es brachte jedenfalls die Tante sofort in Eifer. Sie erzählte weiterschweifig, allerhand. Im Grunde kam wenig heraus. Wir fingen eigentlich erst bei ihrer letzten Beichte an, aufzumerken, wo sie auf eine Bergbahn zu reden kam. Da wollte sie einmal in einer Plauderei von einem verehrten Dichter über eine besonders kühn angelegte Bergbahn etwas gelesen haben, das ihr in ihrem Sinnessteden blieb wie ein Dorn im Fleisch. Es sei ein Zeugnis für den alles unterwerfenden Menschengesitt, habe dieser prophetische Mann geschrieben. Ein Werk in Felsen und Granit, wie für die Ewigkeit. Und doch, wenn einmal, und einmal müsse es kommen, wenn da der Berggeist aufstehe und sich rüttle mit Urgewalt und das verhaßte Eisenband zersprengt, dann wehe denen, die eben ahnungslos an seiner Riesenbrust auf und nieder krabbeln. Einmal — eine Frage der Zeit, bloß, ein Zahlenproblem. Unabweislich mathematisch sicheres Resultat am Ende. „Ach, Zahlen“, schrie der Vater, „was bedeuten Zahlen?“ Aber das Unglück war eben, daß die Tante an die Zahlen glaubte. Sie glaubte an die Zahl drei,

sieben, dreizehn, tausend. An die ganze Teufelskunst der Mathematik mit ihrem Gefolge. Der Vater suchte weiter zu beweisen: „Was bedeuten Zahlen? Von der Eins zur Milliarde, zur Billion und Quadrillion! Endlos sind die Zahlen. Nimm doch mal an, Klaudia, gesetzt, es bekäme irgend eine der Zahlen den Auftrag, so ein Züglein die Wand herunterzuschlagen. Natürlich müßte sie es tun, weil ein Dämon es ihr aufgetragen. Aber diese Zahl kann doch hinten in den Trillionen oder Quintillionen sich befinden und bis sie drankommt, an dieser Felswand vorüber zu marschieren, und ihr den fatalen Stoß zu verfehlen, kannst du doch schon längst zu Staub und Asche zerfallen sein. Die Zahlen sind endlos, unabsehbar wie die Welt.“ Uns leuchtete das natürlich sofort ein. Die Tante schien nicht überzeugt. „Nun, hör mal“, nahm der Vater in neuer Erleuchtung wieder auf. „Du hast ein Billett von der Lotterie.“ Da schienen uns der Vater nun ganz auf den richtigen Weg zu geraten.

Es war nämlich zur Zeit, wo das Lotteriewesen blühte. Die Zeit der großen Defizite und der noch größern Bedürfnisse. In unserer Stadt, wie in andern auch, hatte man sich, um trotz leerer Kassen allen Bedürfnissen entgegenzukommen, auf dieses Mittel geworfen. Wo irgend etwas gebaut wurde, sei's Kirchen oder Schulen oder Vereinshaus, wo eine neue Fahne sein mußte, wo ein Ehrenmitglied handgreiflich zu seinen Ehren kommen sollte, wurden die Lose ausgeworfen, zu Tausenden und blähten die Geldbeutel mit frohen Hoffnungen auf. Das Los, das die Tante besaß und auf das der Vater anspielte, war eines aus der lärmmachenden Lotterie der Hauptstadt. Das einzige in ihrem Besitz und ihr aufgezwungen worden. Denn die Tante betrachtete die Zahlen als eine Art negativer Dämonen und glaubte bloß an ihre stetige Böswilligkeit. Das Geldstück, das sie dafür ausgegeben hatte, betrachtete sie als ebenso verloren, wie wenn sie es ins Meer geworfen hätte. „Ein Billett von der Lotterie, vielleicht sind's im ganzen eine Million! Eins auf eine Million! Denkst du das große Los, die fünfzigtausend Franken zu gewinnen?“ fragte der Vater. Und als die Tante mit starkem Kopfschütteln verneinte: „Nun, also, also;“ zog er mit Siegeszuversicht den Schluß. „Laß mich in Ruhe“, rief die Tante unwillig und stand auf. „Aber höre“, rief nun der Vater seinerseits seine sprichwörtliche Geduld verlierend: „So kommen wir doch nicht vom Fleck. Und uns hier festnageln zu lassen, fällt dir wohl selbst nicht ein. Entscheide selbst. So oder so, wir werden uns einrichten.“ Und indem er auf das Züglein der Wage drückte: „Also, das große Los bekommst du nicht — und folglich —“

„Ei ja, ich weiß es ja selber, es ist eine Narrheit“, gestand die Tante weinerlich. „Also fahren wir halt in Gottes Namen.“

Wir stürzten im Jubel hinaus und dem Häuschen zu. Der Wagen stand bereit. Gemächlich folgten die andern. Im Riosk neben dem Stationsgebäude kaufte der Vater noch seine Tageszeitung, die eben angekommen war. Hierauf ging er an den Schalter und löste die Fahrkarten. Im Sturm belegten wir unsere Plätze. Siegesgewiß. Wir harrten auf das Signal zur Abfahrt. Aber es wären noch sieben Minuten zu warten, sagte der Vater und entfaltete, sich in einen Winkel setzend, seine Zeitung. Tante Klaudia saß ihm gegenüber und ihre Augen ruhten mechanisch auf der ihr zugekehrten Rückseite des Blattes.

Auf einmal fuhr sie auf. Ihre Hände griffen nach dem Blatte, bogen es zurück, um besser lesen zu können. Wir sahen ihr erstaunt zu. „Das ist ja“ — „Was ist?“ fragte der Vater, das Blatt wendend. „Der Ziehungsplan der großen Lotterie.“ Derweilen hatte die Tante auch schon in fiebernder Hast nach ihrem kleinen Handtäschchen gegriffen, es geöffnet und ihm ein grünes Zettelchen entnommen, das sie mit zitternden Händen entfaltete. Nummer 137,834, schrie sie und ward blaß wie ein Leintuch. Der Vater warf einen

Blick auf die Zeitung und sprang auf: „Nummer —, das ist ja das große Los.“ „O, mein Gott“, ächzte die Tante und ehe wir uns verfahren, war sie zum Wagen hinaus. Der Vater ihr nach. „Geh du nur hinein, befahl sie ihm gebieterisch und als er sich um sie bemühte, führte sie ihn an den Schlag: „Geh“, sagte sie, „o, die Zahlen, die Zahlen!“ und stieß ihn hinein. Der Schaffner zog die Glode, der Wagen setzte sich in Bewegung. „Euch glückliche Reise“, rief die Tante und der Vater, sich zu uns wendend: „Ach, und ihr das große Los.“ „Ja ja“, seufzte die Mutter, „arme Klaudia, mit ihrer Last, wenn sie nun auch noch das große Los durchs ganze Leben schleppen soll.“

Zum fünfzigjährigen Bestehen des Weltpostvereins.

Am 9. Oktober 1874 wurde das Vertragsprotokoll unterzeichnet, das die Grundlage des heutigen Weltpostvereins darstellt. Als der geistige Urheber dieser nunmehr ziemlich alle zivilisierten Völker der Erde umfassenden Organisation darf Heinrich von Stephan, der Generalpostmeister und spätere Staatssekretär des Deutschen Reichspostamtes, angesehen werden. Schon im Jahre 1863 hatte eine internationale Konferenz, die von den Vereinigten Staaten angeregt worden war und in Paris tagte, die Grundsätze zu einer postalischen Einigung zwischen den 16 damals vertretenen Ländern festgelegt. Aber die Sache schief wieder ein, und erst dem deutschen Reichspostamt war es vorbehalten, die Postreformfrage wieder auf die Tagesordnung zu erheben. Auf die Initiative der deutschen Reichsregierung hin lud der Schweizerische Bundesrat zu einem ersten Postkongreß auf den 15. September 1874 nach Bern ein. 22 Länder mit 40 Millionen Quadratkilometern und über 350 Millionen Einwohnern schickten auf den bestimmten Termin ihre Vertreter nach Bern. Es waren die Länder: Belgien, Dänemark, Deutschland, Aegypten, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Spanien, Türkei, Ungarn und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Kongreß tagte im äußeren Ständerathshaus an der Zeughausgasse in Bern, jenem eleganten Bau, der (1728—29) von Jakob Dienz für den „Äußereren

Stand“, d. h. die Korporation der jungen Berner Patrizier, als deren Rathhaus erbaut worden ist, und das 1798 als Versammlungsort der Tagsatzung, dann des



Heinrich v. Stephan, erster deutscher Generalpostmeister, der die Gründung des Weltpostvereins mit aller Energie anstrebte.

Ständerates, des Schwurgerichtes diente und in dem seit 1905 das Alpine Museum untergebracht ist.

Schon am 9. Oktober konnte, wie gesagt, der von Heinrich von Stephan entworfene Postvereinsvertrag unterzeichnet werden. Er umfaßte bei seinem Inkrafttreten am 1. Juli 1875 fast alle Länder mit geordnetem Postwesen. — Auf die Gründung des Weltpostvereines folgten in Zwischenräumen von 6—7 Jahren Weltpostkongresse, auf denen über alle für den weiteren Ausbau der Postgemeinschaft wichtigen Fragen verhandelt wurden. Der für das Jahr 1913 in Madrid angelegte Kongreß fand des Weltkrieges wegen erst 1920 statt. Der letzte Weltpostkongreß, der 8. seit der Gründung des Weltpostvereins, trat am 4. Juli d. J. in Stockholm zusammen. Auf dem Madrider Kongreß bekannten sich 77 Länder zu den neuen Beschlüssen des Weltpostvereins; es fehlten nur Afghanistan, Arabien und einige entlegene britische Besitzungen und — Sowjetrußland.

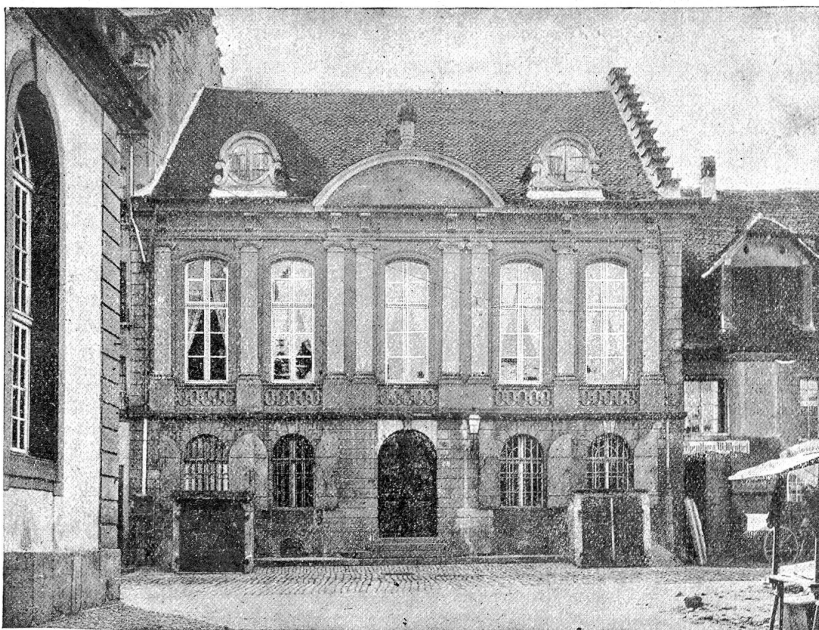
Die Herbstzeitlose.

Kulturgeschichtliche Skizze.

Wenn der Herbstwind über die kahlen Stoppeln segt, die Blätter sich bunt zu färben beginnen, alles in der Natur sich zum Sterben und zum Winterschlaf anschickt, feine Spinnfäden als „Altweibersommer“ in der satten Herbstluft zittern, dann verleiht die Herbstzeitlose den feuchten Matten den letzten bunten Reiz. Trefflich besingt Karl Gerok unsere Pflanze:

„Blühst du wieder, Herbstzeitlose,
Blaugefärbte, düstellose,
Großgewiegt vom rauhen Wind,
Du, des Sommers letztes Kind?

Blühst auf blumenleeren Auen
Nicht zum Pflücken, nur zum Schauen,
Arm an Reiz und klein von Wuchs,
Nackt und bar des Blätter schmuds...“



Äußereres Ständerathshaus in Bern, wo der Weltpostverein gegründet wurde. (Heutiges Alpines Museum.)